Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 23

Artikel: Das Geisslein

Autor: Anneler, Hedwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638647

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bogen prüfend. Hinter ihm grinst der Knochenmann. Zur andern Türe kommt das fix und fertig gekleidete „Lötschen"-Kind heraus; freundliche Diener helfen ihm den Reisewagen besteigen, hinten werden die „Lötschen"-Bücher mit der prachtvollen farbigen Blumenzeichnung auf dem Deckel aufgeladen zur fröhlichen Fahrt hinaus in die weite Welt. Wunsch und Hoffnung der tapfern Unternehmer des gewagten Werkes spricht aus dieser Zeichnung. Daß die Fahrt eine recht glückliche werde, das wünschen auch wir dem Buche von ganzem Herzen. H. B.

Das Geißlein.

Skizze, aufgenommen auf einer Wanderung, von Hedwig Anneler.

„Geißeli, chumm! — So chumm doch, Geißeli!"

Meint ihr, es komme auf den lockenden Ruf? Es fällt ihm nicht ein. Da oben vom Abhang schaut's schalkhaft hernieder und hupp! ist es weg. — Doch da ist es schon wieder und zupft gleichgültig an einem Halm.

Wenn es doch nur kommen wollte! Es ist so reizend. Keine Gemse kann geschmeidiger sein und kein Wiesel behender. Sieh nur, wie fein die Gelenklein gedrechselt sind und wie zierlich die Hörner im Bogen emporstreben. Keck blicken die Augen aus dem magern Gesichtlein — hierhin — dorthin — nichts kann ihnen entgehen. Den schlanken Hals möcht ich liebkosen, das schwarzweiße Seidenhaar streicheln. — „Chumm, Geißeli, chumm!" — Du willst nicht? O du starrköpfiges Ding. Aber hübsch trotzdem, das hübscheste Wesen hier und das einzige Lebendige.

Wo kommst du nur her, Geißi? Wie du es nur aushalten kannst hier — flieh doch, lauf! Häßlicher als hier kann es ja nirgends sein auf der Welt.

Tief unten, in finsterer Schlucht, lärmt der Fluß. Von seinen Felswänden schießen nach rechts und nach links Hänge hinauf bis zum Himmel. Ganz schmal schaut er nieder in die tosende Enge, und die Sonne — — ach die! Vielleicht, daß sie mittags quer über die finstere Tiefe hinschwimmt, weil ihre vorgeschriebene Bahn nun doch einmal da vorbeiführt. Aber der liebe Gott brauchte wohl nur für ein Minütchen die Augen wegzuwenden, da wäre sie — hui — im Sprung vorbei und hinüber, damit sie desto geruhsamer über die schönen breiten Täler jenseits der Berge hinschiffen könnte, wo bunte Herden schellenklingelnd weiden, wo frohe Dörfer sich um weiße Kirchen scharen, wo helle Straßen ziehen, wo Wagen rollen und Menschen singend wandern...

Hier zieht ja auch ein Weg hin, am Hange empor. — Doch man bemerkt ihn kaum, so ist er überwuchert von Unkraut. — Und da oben? Ist das nicht ein Tor, das da oben wartet, weit offen, ein hohes eisernes Gittertor? — Ja, aber es ist rot von Rost! — Das Tor eröffnet wohl einen Garten, der da mit fester Mauer umschützt ist? O die ummauerten Gärten! Nirgends duften die Rosen so wundersüß wie hinter Mauern; nirgends stehen die Lilien stolzer und reiner. Doch wo sind hier die weißen Lilien, die duftenden Rosen?

Da ist nichts als ein Gewoge von Halmen, fahlen Samenhalmen, glänzend durchfurcht vom Winde. Nichts zwischen den Halmen als — da drüben und hier — und im Winkel — Marmortafeln, weiß und bleich, schwarze Kreuze — Steinklötzchen mit einer schwarzen Nummer darauf. Vergessen ringsum — Trauer, Tod.

Fort nur von der Stätte des Grauens, hinab, hinweg.

Breit ist die Straße unten im Grunde. Wagen könnten behaglich einherfahren auf ihr. Doch nicht einer rollt her oder hin. Ein paar Kiesel liegen verstreut, und dort liegt ein Schuh, ein Kinderschuh. Rot ist er von Sonne und Regen; ein weites Maul sperrt er auf.

Rechts von der Straße und links drängen sich Häuser, eines ans andere gelehnt. Die sind wohl fest gebaut hier im Schattental? warm und licht, damit die Menschen traulich hausen darinnen, wenn die Stürme wüten, wenn die Lawinen tosen? . . . Fest und traulich, warm und licht?

Wohl stehen die Türen weit offen dem Gaste: kein Flügel schließt sie; weder Rahmen noch Schwelle umhüten das Loch. — Wohl sind Kammern und Stuben licht, hell wie der Tag: keine Decke, kein Dach überschatten sie. — Wohl sind die Böden weich überdeckt: Kräuter und Büsche wuchern auf ihnen. Und Freude und Liebe hausen hier: zwei braune Falter spielen, durch die glaslosen Fenster hingaukelnd.

Menschenverlassene, von Menschen verwüstete Stätte. Das Ohr glaubt noch Stimmen zu hören, die plaudern, die lachen, rufen oder weinen, dunkle Stimmen von Männern, helle von Frauen, von Kindern; es glaubt noch Tritte zu hören, schlurfende Tritte alter Füße, und leichte, schnelle: doch nichts als das Grollen des finstren Flusses.

Das Auge glaubt Fuhrwerke zu sehen, beladen mit Säcken und Fässern, glaubt Frauen auf den Stufen und Schwellen sitzen zu sehen, ein zappelndes Kind im Arm, einen Strickstrumpf in Händen. Es schaut und schaut: Trümmer, Unkraut, Leere ringsum.

Und doch wohnt hier ein Mensch. Siehst du, dort neben den augenlosen Mauern glänzt eine Fensterscheibe, schattet ein Dach über die Wand. Und über dem Kamin — siehst du? flattert ein Räuchlein.

Ein Händler wohnt hier. Einst schoben die Menschen sich her und hin durch die weitoffene Türe. Nun sind bloß die Toten noch hier, die Toten und dieser eine. Und die Türe ist zu.

Stoß sie nur auf und tritt ein. Hell ruft eine Schelle. Ein weiter Raum tut sich auf, lang, breit und hoch, der Boden, die Wände, die Decke aus grauem Zement. Kein Kunde darin, keine Menschenseele. An den Wänden ziehen sich Gestelle aus Brettern hin. Auf einem liegt ein Totenkranz aus schwarzen und aus grünen Perlen. Kisten ruhen aufeinander und ein paar Dosen. An einer Schnur hängt ein Bündel Schuhe von der Decke, spitze, altmodische Frauenschuhe. Dort baumeln ein paar umschnürte Würste. Darunter zieht sich der Ladentisch hin, lang und breit. Bunte Büchsen stehen darauf, staubbedeckt; ein Knäuel Schnur, einige graue Düten liegen durcheinander und eine verstaubte Wage wartet. Alles ist grau, staubig, hoffnungslos.

Da geht eine Tür. Der Kaufmann. Schwarze Augen spähen, lauern schwarz hervor unter schwarzen, dicken Brauen, unter dem Schirm einer schwarzen Kappe, aus einem spitzen Gesicht. Es ist bleich, viel zu weiß und zu mager. Allzu dünn sind die Glieder, allzu schwach und klein die Gestalt in dem langen, grauen Händlerhemd, allzu schwach und klein für einen, der zwischen Trümmern wohnt, der an menschenverlassener Straße Waren hüten will . . .

Darum lauern die Augen, spähen sie — forschen sie. O wie sie aufpassen. Wie sie unsere Hände betrachten, unsere Augen, unsere Stirne. Wie sie hingleiten, hintasten über unsere Stöcke, über den Rucksack hin, über die Kleider. Her und hin, auf und nieder.

Und angstvoll mißtrauend wie sie, ist der Mund. Kaum, daß er sich unter dem überhängenden Schnurrbart unsichtbar öffnet, um ein paar kurze Laute entwischen zu lassen. — „Ja, ich sein hier lang." — — „Wo mein Vaterland? — wo verdienen, da sein Vaterland." — „Nicht fragen ich, ob gerne sein hier; hier sein muß. — Alles abgebrannt hier — wieder gebaut auf" — und die Hand deutet ringsum. Die schwarzen Augen werden auf einmal groß, so daß ihr Weiß aufglänzt. Eine Sekunde lang scheinen die schreckvollen Augen das Feuer wieder zu sehen, die roten Flammen, die auftosende Glut . . . Doch gleich ziehen sie sich wieder zusammen, spähen, lauern, beobachten . . .

„Wollen Sie noch mehr kauff? — Dann einpack! — macht swei Frank, macht drei Frank siebzig, macht vier

Frank swansig" . . . rechnend fährt die weiße Hand hin und her auf dem abgerissenen Blatt. Doch immer wieder schießen die Augen hervor unter den Wimpern, lauernd, spähend, wachend.

Sie schauen erst sanfter, da der Kaufmann die Tür für uns öffnet. Sie schauen erst ruhiger, da wir draußen stehen.

Und der Mund? Der lächelt auf einmal, spitzt sich — ein Pfiff gellt ins Weite. —

Und was springt da vom Abhang hernieder in hüpfenden Sätzen über den Weg voll Unkraut, im Hui auf die Straße? Was tänzelt und hüpft und was reibt sich liebkosend am langen grauen Händlerhemd? Und wer läßt seine schwarzen Augen erschimmern wie Sönnchen und öffnet den verkniffenen Mund zu frohem Gelächter, wer tätschelt das schwarzweiße Seidenhaar und streichelt das zierliche Hälschen? Wer plaudert mit süßen, zärtlichen Worten?

O du liebes Geißeli!

Des Flusses Rauschen klingt auf einmal hell. Wundergrün prangen Kraut und Strauch. Zwitschern da nicht Vöglein irgendwo? Und wie blau, wie tief der Himmel nun ist!

O du liebes Geißeli du.

Krieg und Frieden.

Bericht vom 31. Mai bis 6. Juni.

Die dritte Etappe der deutschen Westoffensive in der Hauptsache schon am 5. Tage zum Stehen gekommen. Der frontale Stoß gegen Süden überwand nach dem Ueberschreiten der Hügel südlich der Vesle das Plateau nördlich des Ourcq, diesen Fluß in seinem Oberlauf und erreichte östlich Château-Thierry die Marne in einer schmalen Spitze. Allein schon bevor die Marne erreicht war, begannen sich zwei neue Fronten abzuzeichnen: Eine gegen Osten gerichtete, von Reims bis zur Spitze des vorgetriebenen Keils reichende, und eine gegen Westen gewandte, die Soissons in der Flanke und bald auch im Rücken bedrohte. Es stellte sich alsbald heraus, welcher große Plan der deutschen Aktion zugrunde lag: Die französische Linie, die sich von dem Chemin des Dames der Ailette entlang über Noyon, Mondidier und östlich Amiens hinzieht und ihre Verbindung mit der englischen bisher aufrecht erhalten hatte, war durch die Durchstechung der Aisnefront auf einmal flankiert und mit Aufrollung von Osten her bedroht. Gelang es den Deutschen, die Verbindungen Paris-Compiègne hinter Soissons zu bedrohen und sich Noyon und Mondidier von Südosten her zu nähern, so brach die französische Linie zusammen. Das Nächste, was der Verteidiger zu antworten hatte, war die Räumung von Soissons, sowie die Zurücknahme des Frontteils an der Ailette zwischen Anizy-Le Château und Noyon, der von den Angreifern seit dem Durchbruch halbkreisförmig umlagert war. Eine neue Linie wurde nördlich der Aisne errichtet und hartnäckig behauptet, um das westlich des Oise-Aisnewinkels liegende Compiègne zu decken. Das war die französische Rückzugsbewegung, um der Flankierung zu begegnen. Wichtiger wurden die Offensivmaßnahmen. Alle Reserven flossen im Raum südwestlich von Soissons zusammen und wurden erst aus dem Stegreif, dann immer planvoller dem Gegner entgegengeworfen. Am heftigsten wüteten die Kämpfe an der Straße Soissons-Hartennes. Sie entschieden sich schließlich zugunsten der Angreifer; südlich davon drängen sie den Ourcq abwärts und hatten Ferté-Milon am Knie des Flusses erreicht. An der Marne nahmen sie Château-Thierry, soweit diese Stadt nördlich des Flusses liegt.

Am 5. Juni verlief die westlich gewandte Kampffront zwischen Marne und Ourcq von den Höhen westlich Château-Thierry bis Ferté-Milon, sprang dann in einem Winkel vor bis östlich der Wälder von Villers-Cotterets, dann wieder nordöstlich bis zu den Westausgängen von Soissons, nachher westlich parallel dem Aisnelauf, die Brückenorte von Vic und Attichy deckend, dann nördlich bis Noyon, wo die neue Front der Aprilschlachten beginnt. Am gefährlichsten liegen die Dinge bei Villers-Cotterets, dessen Besitz durch die Deutschen eine Zurücknahme der ganzen nördlichen Stellung bis Noyon seitens der Franzosen bedingen würde.

An der Marne wurde die anfänglich kaum 2 km breite Spitze schließlich auf 25 km erweitert, von westlich Thierry bis Chatillon östlich Dormans.

Die östlich gewandte Front umschließt Reims in einem Halbkreis und zieht sich über Ville-en-Tardenois bis zur Marne. In Reims selber häufen die Franzosen Menschen und Material, um von schwerster feindlicher Artillerie stündlich zermalmt zu werden. Es geht Reims wie Ypern. Und Ypern ging es furchtbar traurig.

Das Resultat der Schlacht liegt nicht in den 55,000 Gefangenen, nicht in der gewaltigen Beute an Geschützen und anderm Material, auch nicht in den Mengen von Toten, die beiderseits fallen. Man fragt sich überhaupt, worin ein Resultat liegen möchte. Die Deutschen sind 50 km tief ins feindliche Land gedrungen, haben die Front von 50 km Weite durchbrochen und derart verbogen, daß sie heute 100 km mißt — aber auf halben Weg nach Paris müssen sie halten, wie sie zum voraus wußten — bei Château-Thierry. Das Durchbruchsmanöver muß wiederholt werden, und jedesmal, wenn die Reserven des Verteidigers den Ansturm zum Stehen bringen, triumphieren die Zeitungen von Paris und London: Der Feind ist geschlagen. Clémenceau hat in der französischen Kammer ein großes Zutrauensvotum errungen. Amerikanische Truppen treffen täglich in vermehrter Zahl ein; Deutschland blutet wie seine Gegner — wo ist das Resultat? Es mag als Erfolg gebucht werden, daß mit jedem Durchbruch die Materialbeute Deutschlands Ueberlegenheit an Material sehr erhöht, daß die Verluste des geschlagenen Verteidigers größer sind als die des siegreichen Angreifers. Dieser Erfolg soll die Erschöpfung Frankreichs bringen, sagt man, und wenn die Zeit günstig bleibt, so hofft man wohl nicht vergeblich.

Still und ohne Aufhalten und aussichtslos wüten unterdessen die Tauchboote Deutschlands. Ihr Handwerk ist Hungerblockade plus barbarische Zerstörung — die englische Tätigkeit ist bloß Hungerblockade gewesen. Es ist ja wahr, Deutschlands Rolle ist gegeben, weil seine Hochseeflotte der englischen nicht gewachsen ist. Und schließlich, wer sich über den Ubootskrieg entrüstet, daneben aber an einen „loyalen" Krieg glaubt, ist sentimental, parteiisch, verlogen. Aber ebenso inkonsequent sind alle, die den Ubootskrieg mit Englands Blockade entschuldigen. Entweder der Krieg wird gelobt oder verdammt als Ganzes. Es gibt keine Entschuldigung für einzelne Teilhandlungen, wenn der Krieg verdammt ist als Ganzes. Vor allen Dingen aber wird keine Barbarei durch die Barbareien des Gegners entschuldigt. Höchstens graduell können die Uebel verglichen werden. Und es ist nicht zu bestreiten, daß Deutschland zur reinen Seeblockade Englands noch die Zerstörungstätigkeit der Uboote hinzugefügt hat.

In Kiew schleppen sich die russisch-ukrainischen Verhandlungen dermaßen langsam, daß man jeden Augenblick auf den Abbruch gefaßt sein kann. Welche Gründe die Verschleppung bedingen? Die ukrainischen Bauern machen Miene, Skoropadski und die Deutschen bei nächster Gelegenheit aus dem Lande zu werfen. Es bedarf feiner Hände, diesen Knoten zu lösen.

In Großrußland ist man einem englisch-monarchischen Komplott auf die Spur gekommen, das hinter den Anarchistenaufständen steckte. A. F.